

Prof. Dr. Alfred Toth

Das Prinzip der abstraktiven Relevanz

1. “Mit den Zeichen, die eine Bedeutung tragen, ist es also so bestellt, dass das Sinnending, dies wahrnehmbare Etwas hic et nunc nicht mit der ganzen Fülle seiner konkreten Eigenschaften in die semantische Funktion eingehen muss. Vielmehr kann es sein, dass nur dies oder jenes abstrakte Moment für seinen Beruf, als Zeichen zu fungieren, relevant wird. Das ist in einfache Worte gefasst das Prinzip der abstraktiven Relevanz” (Bühler 1982, S. 44).

Dieses selbst in der Semiotik wenig bekannte Prinzip thematisiert den Unterschied zwischen etischen und emischen oder materiellen und funktionellen Einheiten in der Linguistik wie denjenigen zwischen Phon und Phonem, Morph und Morphem, Sem und Semem u.a. So wird innerhalb der strukturalistischen Linguistik einem Phon der Zeichenstatus abgesprochen, da es neben funktionellen auch akzidentielle Merkmale (Bühlers “variable Momente”, 1982, S. 46) enthält. Diese können ihrerseits Oppositionen eingehen, die aber nicht relevant sind für den Zeichenstatus der betreffenden emischen Zeichen, die seit de Saussure auf funktionellen Oppositionen (Saussure 1967, S. 143 f.) definiert sind. Mit anderen Worten: Das Prinzip der abstraktiven Relevanz erst transformiert eine materielle Einheit in eine funktionelle bzw. ein Objekt in ein Zeichen.

2. Hierdurch entsteht aber ein linguistisches Paradox, das längst hätte erkannt werden müssen, hätte man sich in der Linguistik nicht darauf beschränkt, die Sprache als “Zeichensystem” zu bezeichnen, sondern sich wirklich mit dem semiotischen Status der linguistischen Zeichen beschäftigt. Wenn nämlich ein Phonem kraft seiner funktionellen Opposition zu anderen Phonemen ein Zeichen ist, dann muss es eine Bezeichnungs- und eine Bedeutungsfunktion haben und nicht nur innerhalb der Oppositionsparadigmata “bedeutungsdifferenzierend” wirken. Andernfalls ist ein Phonem kein Zeichen, und erst die syntagmatische Adjunktion von Phonemen (innerhalb eines Wortes) ist die Entstehung eines Zeichens. Dann stellt sich aber die Frage, was ein Phonem sei und welches der Unterschied zwischen Phon und Phonem bzw. etischen und emischen Einheiten sei.

Falls wir also Bühlers Prinzip Ernst nehmen, dass durch Absonderung akzidentieller Merkmale eine durch funktionale Merkmale definierte linguistische Einheit ein Zeichen ist, muss das Phonem der Zeichenklasse

(3.1 2.1 1.2)

genügen. Auch wenn der durch den Interpretanten (3.1) gestiftete Bedeutungskonnex offen ist, ist er doch vorhanden. Die lautliche Qualität wird in der Bezeichnungsfunktion durch das Icon (2.1) und die zeichenstiftende oppositiv-funktionale Eigenschaft durch das Sinzeichen (1.2) ausgedrückt. Nun ist es aber so, dass ein Phonem als eine Menge von Allophonen und Phonen definiert ist. Dies kommt semiotisch dadurch zum Ausdruck, dass das Sinzeichen seine Qualizeichen involviert:

(3.1 2.1 1.1) \subset (3.1 2.1 1.2).

Das bedeutet aber, dass, wenn das Phonem ein Zeichen ist, dann auch das Phon (und seine Allophone) Zeichen sein müssen, denn ein Zeichen kann nichts anderes als wiederum Zeichen als Teilmengen enthalten, so wie ja eine Zahl, als Menge aufgefasst, nur Zahlen und keine Kreidestriche und dergl. enthalten kann.

Wenn wir die Trichotomie aufwärts weiterschreiten, sind natürlich semiotisch sowohl das Phon als auch das Phonem in der höchsten mittelbezogenen Zeichenklasse (3.1 2.1 1.3) eingeschlossen:

(3.1 2.1 1.1) \subset (3.1 2.1 1.2) \subset (3.1 2.1 1.3).

So wie (—, —, 1.2) die funktionalisierte materielle Zeichenform ist, kann man nun sagen, dass (—, —, 1.3) die konventionalisierte funktionelle Zeichenform ist. Mit anderen Worten: (3.1 2.1 1.3) ist nicht eine weitere phonologische Einheit (eine solche kann es in der binären etisch-emischen Welt des Strukturalismus gar nicht geben), sondern nichts anderes als die durch konventionelle Mittelbezüge realisierten bzw. repräsentierten Phoneme, also Grapheme, die für Phoneme stehen wie in der /x/-Schreibung in der Linguistik üblich.

3. Allerdings ist es so, dass (3.1 2.1 1.3) generell die Zeichenklasse eines “allgemeinen Typus (oder eines allgemeinen Gesetzes)” ist, “dessen einzelne Momente bestimmte Qualitäten einschliessen müssen, damit es im Interpretanten die Idee eines solches Objektes hervorruff” (Walther 1979, S.

83). Hierzu gehört etwa die Wortart Adjektiv (Walther 1979, S. 100). Ein Adjektiv als Zeichen ruft eben im Interpretanten die Idee der betreffenden materiellen Qualität eines Objektes in Erscheinung.

Hieraus folgt, dass es semiotisch keinen Unterschied zwischen einem Phonem und einem Adjektiv gibt, sofern das Phonem konventionell realisiert oder realisierbar ist: beide linguistischen Einheiten werden durch die gleiche Zeichenklasse (3.1 2.1 1.3) repräsentiert.

Wenn die Phoneme aber der Zeichenklasse (3.1 2.1 1.3) genügen und daher nicht bloss bedeutungsdifferenzierend sind, sondern im Rahmen des durch den rhematischen Interpretanten gestifteten Bedeutungskonnexes über eine Bedeutung und im das Objekt abbildenden Icon natürlich über eine Bezeichnungsfunktion verfügen, folgt, dass die kleinsten linguistischen Einheiten des Sprachvergleichs nicht die Wörter, sondern die (funktionellen) Laute sind.

Reiche Belege für diese Art von Linguistik bieten die “Glottologien”, etwa das Werk von Alfredo Trombetti, z.B. Trombetti (1923), worin die Verwandtschaft der Sprachen der wichtigsten Sprachfamilien der Erde anhand von Konsonanten und Konsonantennexten nachgewiesen werden. Wie es scheint, haben Konsonanten in der Glottologie eine stärkere zeichenhafte Kraft als Vokale, die als eher modulativ angesehen werden. So baut auch das populärwissenschaftliche (aber nichtsdestotrotz seriöse) Werk von Wadler (1935/97) die “Urgemeinschaft der Sprache” auf Konsonantennexen auf, und zwar nach dem Vorbild der semitischen Sprachen, deren Etymologien ja auf konsonantischen Wurzeln basieren. Man könnte hinzufügen, dass dieses Verfahren, den Konsonanten eine stärkere semiotische Kraft zuzugestehen, speziell auch für all die Sprachen anwendbar ist, welche über Vokalharmonie verfügen, also vor allem die finnisch-ugrischen Sprachen. So bedeuten im Ungarischen

görbe “krumm”	korcsolya “Schlittschuh”
görcs “Knoten”	korogni “knurren; kollern”
gördülni “rollen”	korong “Scheibe”
görgetni “rollen, wälzen”	korsó “Krug”
görnnyedni “sich beugen, krümmen”	-----
görögni “rollen”	kör “Kreis”
göröngy “Erdscholle”	körlet, körzet “Bezirk”
-----	környék “Umgebung”
guriga “Zwirnrolle”	köröm “Nagel”
gurulni “rollen, kollern”	körte “Birne”
	körül “rundherum”

Die linke Spalte enthält "Vokalisationen" einer Wurzel "g-r", deren allgemeine Bedeutung "krumm, rund" ist, die rechte Spalte enthält "Vokalisationen" einer Wurzel "k-r", deren allgemeine Bedeutung "rund" ist. Wie es scheint, öffnet die Möglichkeit der konsonantischen Abschwächung (Sonorisierung) von k → g die "abgeschwächte" Bedeutung "krumm" neben der nicht-abgeschwächten "rund", so dass also die Wurzel g-r eine Varianten der Wurzel k-r ist und beide voll bedeutungstragend sind.

Dass diese "glottologische Etymologie", obwohl sie auch dem Nichtlinguisten völlig einleuchtet (vgl. als weitere Belege dt. krumm, Kreis, Korb, Kurve, arab., assyr. karn "Horn", lat. cornu "id.", dt. Horn [mit weiterer Allo-Variante h-r neben k-r und g-r], dt. Hure und ung. kurva "Hure" neben lat. curvus (krumm), lat. granum "Korn", dt. "Korn" etc.), lässt sich am besten dadurch mit der zünftigen historischen Linguistik kontrastieren, dass die offiziellen Etymologien der aufgeführten Wörter beigebracht werden. Da die offizielle historische Linguistik die Zeichenhaftigkeit der Phoneme nicht anerkennt, muss sie zum Sprachvergleich von Wörtern, also Ketten von Phonemen, ausgehen, was jedoch zu vollkommen verschiedenen Resultaten führt. Die folgenden Etymologien sind dem Standardwerk Benkő et al. 1993) entnommen:

görbe: südslaw. Lehnwort (S. 474)	korcsolya: ital. Lehnwort (S. 797)
görc: slaw. Lehnwort (S. 475)	korogni: fehlt
gördülni: onomatopoetisch (S. 476)	korong: slaw. Lehnwort (S. 801)
görgetni: onomatopoetisch (S. 476)	korsó: Lehnwort (unbek. Spr.) (S. 803)
görnnyedni: fiktiver Stamm (S. 475)	-----
görögni: onomatopoetisch (S. 476)	kör "Kreis": finn.-ugr. Erbwort (S. 823)
göröngy: ev. onomatopoetisch (S. 476)	körlet, körzet "Bezirk": fehlt
-----	környék "Umgebung": fikt. St. (S. 821)
guriga: onomatopoetisch (S. 486)	köröm: fiktiver Stamm (S. 822)
gurulni: onomatopoetisch (S. 486)	körte "Birne": türk. Lehnwort (S. 822)
	körül "rundherum": finn.-ugr. Erbw. (S. 823)

Wie man sieht, entfällt also wegen der Weigerung, Phoneme, d.h. Konsonantennexen als Wurzeln und damit als zeichenhaft anzuerkennen, der innere Zusammenhang der aufgelisteten Wörter völlig: nur zwei oder drei werden zum selben Etymon gestellt, der Rest muss als entlehnt, fiktiv oder onomatopoetisch aufgefasst werden oder wird gar nicht behandelt. Die Weigerung bzw. Uneinsicht der glottologischen Etymologie fühlt ferner dazu, dass bei der Stufe "finnisch-ugrisches" bzw. "uralisches" Erbwort Schluss ist, denn ganze Wörter samt ihren vokalischen Variationen können wegen ihrer

Komplexität nicht mehr mit weiteren, älteren Wörtern verglichen werden, obwohl ja nicht anzunehmen ist, dass die finnisch-ugrischen bzw. uralischen Völker die Sprache neu erfunden haben bzw. dass Sprache eine individuelle Urschöpfung jeder eigenen Sprachfamilie ist. Gehen wir dagegen glottologisch von der Konsonantennexen k-r und g-r aus, steht nichts im Wege, die finnisch-ugrischen Wurzeln zeitlich weiter zurückzuführen auf sumer. gur2 “loop, hook, circle” bzw. gurus “to bend, curve, wrap around; to bow; to roll up; to curb” (Toth 2006, S. 46), d.h. die Wurzeln k-r und g-r (im Sumer. nur letztere aus orthographischen Gründen) sind mindestens bis ins Sumer. zurückführbar. Wohlverstanden wird damit nicht gesagt, dass sich ung. kurva “Hure”, dt. “krumm” oder franz. courbe bis ins 6. Jt. v. Chr. zurückverfolgen lassen; dies gilt nur für die ihnen und den weiteren Wörtern gemeinsamen Wurzel.

Damit taucht natürlich die Frage auf, ob letztendlich alle Sprachen miteinander verwandt sind, wie dies den Vertretern der Glottologie immer wieder unterstellt wird. Aus der Tatsache, dass Phonemen (Konsonanten und deren Nexen) im Sinne der theoretischen Semiotik eine Bedeutung zuerkannt wird, folgt lediglich, dass die Möglichkeit einer hohen Wahrscheinlichkeit besteht, dass Wörter mit gleicher konsonantischer Wurzel und Bedeutungsverwandtschaft miteinander genetisch verwandt sind. Man beachte, dass gemäss dieser Methode sowohl Ähnlichkeiten auf der Form- als auch auf der Inhaltsseite eines dyadischen sprachlichen Zeichenmodells vorausgesetzt wird (so sind z.B. dt. Körper, Kreis, lat. carpere “ergreifen” und lat. herpes natürlich nicht miteinander verwandt – ebenso wenig wie die nur semantisch, nicht aber lautlich ähnlichen Wörter “stehlen”, “klauen”, “mausen”, “abstauben” usw. miteinander verwandt sind). Nun kann natürlich eine bestimmte Wurzel in einer Sprache vertreten sein oder nicht; sie kann entweder von Anfang an bestanden und später entfallen oder aus einer anderen Sprache entlehnt worden sein. Aus der Tatsache, dass man also mit glottologischer Etymologie Wörter viel weiter zurückverfolgen kann als mit linguistischer Etymologie folgt a priori keineswegs, dass alle Sprachen miteinander verwandt sind.

Allerdings ergibt sich ein Hinweis auf genetische Verwandtschaft eines Teils des Wortschatzes aller Sprachen durch ein Argument aus der Präsemiotik, wie ich sie in meinem Buch “Der sympathische Abgrund” und den zwei Bänden “Semiotics and Pre-semiotics” dargestellt hatte: Die abstrakte Zeichenrelation lässt sich auf eine bereits den (perzipierten oder apperzipierten) Objekten inhärierende präsemiotische Trichotomie (0.1), (0.2), (0.3) zurückführen (Toth 2008); diese bestimmt gewisse präsemiotische Merkmale der Form, der Funktion und der Gestalt von Objekten, sofern sie wahrgenommen werden. Es kann also durchaus sein, dass in einem sehr frühen Stadium der Sprachentstehung

Objekte anhand dieser drei Kriterien durch die gleichen Lautfolgen verbalisiert wurden (etwa durch den Nexus k-r für krumme oder runde Gegenstände). In diesem Fall wäre aber die Verwandtschaft der betreffenden Sprachen weniger aus linguistischen denn aus semiotischen, präziser: prä-semiotischen Gründen erfolgt, und zwar in einem Stadium, wo die Kontexturgrenze zwischen Zeichen und Objekt noch nicht so verfestigt war, dass das Objekt dem Zeichen transzendent ist.

Bibliographie

- Benkő, Loránd et al., Etymologisches Wörterbuch des Ungarischen. Budapest 1993 ff.
- Bühler, Karl, Sprachtheorie. Jena 1934, Neudruck Stuttgart 1982
- de Saussure, Ferdinand, Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin 1967
- Toth, Alfred, Sumerian-Mesopotamian Dictionary. Budapest 2006
- Toth, Alfred, Semiotics and Pre-Semiotics. 2 Bde. Klagenfurt 2008
- Trombetti, Alfredo, Elementi di glottologie. Bologna 1923
- Wadler, Arnold, Der Turm von Babel. Basel 1935/3. Aufl. Wiesbaden 1997
- Walther, Elisabeth, Allgemeine Zeichenlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1979

18.6.2009